

EINS

Warum sollte ich noch weiter laufen? Ich könnte das Reich einmal von Norden nach Süden durchqueren, sie würden mich nicht in Frieden lassen, mir nachstellen, keinen ruhigen Augenblick gönnen und auf diesen einen Tag warten, an dem ich einen Fehler mache und sie über mich herfallen können wie tollwütige Hunde.

Heute ist dieser Tag. Ich kann nicht mehr wegsehen.

So schnell ich auch rannte, welche Lügen ich erzählte, wie sehr ich dachte, es würde ewig so weitergehen, das hat jetzt keine Bedeutung mehr. Heuchelt man der Welt und sich zu oft etwas vor, glaubt man es irgendwann selbst nicht mehr. Ich Lügner bin all die Jahre davongelaufen, unzählige Meilen, immer vor mir selbst, bis zum heutigen Tage, an dem es mich eingeholt hat. Es gibt kein Vor und kein Zurück mehr, kein Ausweichen nach links oder rechts, keinen windigen Zug, der mich einmal mehr rettet. Irgendwann begreift wohl jeder, dass man sich nicht selbst entkommen kann, so weit und so ausdauernd man auch laufen mag. Am Ende ist es diese Gewissheit, der wir uns alle stellen, der wir uns nicht entziehen können.

Also warum sollte ich noch weiter fliehen? Ich sehe eh keinen Weg vor mir.

Nein, damit ist nun Schluss. Dinge enden, so ist der Lauf der Welt. Genug des Versteckspiels. Sie kommen, mich zu holen, aber was kümmert es mich? Zuviel der Ehre für andere, denn ich bin nicht vor ihnen geflohen. Zum Teufel, denkt, was ihr wollt! Die Wahrheit ist simpel wie tragisch – Ich bin vor mir selbst geflohen, vor dem, was ich geworden bin, vor meinen Fehlern und gebrochenen Eiden. Da gibt es nichts mehr zu beschönigen, irgendwann ist es man eben reif.

Man sollte es begreifen. Die wirklich wichtigen Wahrheiten kommen überraschend. Eben die, die ich jetzt endlich verstehe.

Seit knapp zwei Wochen sind sie schon hinter mir her, und ich bin ich es grenzenlos leid. Leid, dass ich keine halbwegs zivilisierte Siedlung mehr betreten kann, ohne zu befürchten, mich könnte jemand erkennen. Leid, dass jeder Hufschlag hinter mir auf der Straße nach einem jagdwütigen Saer klingt, der es auf mich abgesehen hat. Den Blick über die Schulter und die Hand am Schwert, so ein Leben hält man auf Dauer nicht aus. Dieses ständige Verstecken und Weglaufen hat mich verdammt noch mal müde gemacht, aber heute, an diesem warmen Sommerabend, habe ich genug davon. Ich kann und will nicht mehr laufen. Sollen sie nur kommen, ihren Auftrag zu Ende bringen oder beim Versuch sterben. Mir ist es einerlei. Die Welt kann von mir sagen, was sie will, mich nennen, wie es ihr gefällt, ich bin und bleibe ein Schwertkämpfer. Ein Krieger. Und den letzten Funken Stolz, der noch in mir wohnt, werde ich nicht mehr länger mit Füßen treten, indem ich mich vor meinen Häschern verstecke, als wäre ich ein kleiner Junge, der die Prügel des Vaters fürchtet. Man kann doch gar nicht ewig weglaufen.

Dabei fällt man nur irgendwann auf die Schnauze.

Schluss, genug! Es soll zwischen Trümmersteinen und Bruchstücken enden, auf denen Moos wächst und es nach Moder riecht, wo die Äste der nahen Bäume nach den Mauern greifen. Hier erwarte ich meine Verfolger, und ich will verdammt sein, wenn ich nicht wenigstens ein paar von ihnen mitnehme! Einmal mehr wird der Tod herrschen, uns alle in den Wahnsinn treiben, auf dass wir jedwede Menschlichkeit vergessen und zu Tieren werden, die im Blut und der Angst ihrer Feinde baden. Darauf wenigstens verstehe ich mich.

Denn das ist mein Leben. Das ist mein Schicksal. Das ist, was ich bin. Mein Name ist Ayrik Areon, und hier endet meine Geschichte.

RUINEN

Wenn schon sonst alles schief geht, zumindest das Schlachtfeld für diesen letzten Kampf konnte ich selbst wählen. Ich habe meine Verfolger bis zu den Ruinen eines Landhauses geführt, welches das alte Volk der Ynaar, die das Reich bis vor einigen hundert Jahren beherrschten, einst errichtet haben musste, bevor der nahe Wald sich das Gebiet zurückerobert hat. Viel ist von der früheren Pracht dieses Hofes nicht mehr geblieben. Bestand das Gut früher einmal aus einer ummauerten Hofanlage mit Haupthaus, Ställen und Nebengebäuden, haben Zeit und Gier ihren Tribut gefordert, sodass nur noch die zweistöckige Halle in Teilen steht. Das meiste ist im Laufe der Jahre von den Menschen des Umlandes abgetragen worden. Die Ummauerung aus Grauwackersteinen, die irgendwann einmal den Hof umschlossen haben muss, ist mittlerweile verschwunden, aufgegangen in den ärmlichen Behausungen und Kirchen meines Volkes. Den Rest hat die Natur wieder für sich beansprucht. Von den Nebengebäuden im Norden, Westen und Osten des Hofes stehen nur noch von Ranken und Sträuchern überwachsene Grundmauern. Einzig das Haupthaus hat die Zeit halbwegs überdauert. Das Dach ist zwar eingestürzt und die Wände des unteren Stockwerkes sind teilweise eingebrochen, aber über eine marode Treppe gelangt man noch heute in das Obergeschoss, wo ich lauere und darauf warte, dass sie sich zeigen.

Das Versteck ist gut gewählt. Wenn ich so gebückt wie jetzt bleibe, in der Deckung einer Wandmauer, die nur noch zur Hälfte steht, kann ich nach rechts auf den Innenhof spähen. Die Sonne ist noch nicht ganz untergegangen, aber die tiefschwarzen Regenwolken verdunkeln diesen Abend frühzeitig. Ich erahne im Halblicht die Reste einer Statue, die sich in der Mitte des Hofes befindet und sich wie ein Mahnmal aus den Zeiten der Ynaar vom Rest der Ruine abzeichnet. Mein Blick schweift weiter nach Norden zum einstigen Portal des Landgutes, direkt gegenüber von meinem Versteck. Auch dort ist die Wehrmauer durchbrochen und abgetragen worden, von dem Portal an sich fehlt jede Spur. Linkerhand befinden sich die Reste eines lang gezogenen Nebengebäudes, das kaum mehr als solches zu erkennen ist, die maroden Mauern auf der rechten Seite reichen mir hingegen wahrscheinlich nicht einmal mehr bis zum Hintern.

Dieser Hof ist grau und schwarz, voller Schatten und Verfall. Alles vergeht einmal, das sehe ich um mich herum. Was für ein trübseliger Ort. Wahrscheinlich der beste Platz, um zu sterben.

Und sterben muss ich wohl bald. Das wird mir stechend bewusst, als ich, noch bevor ich etwas sehe, das Geräusch von dumpfem Hufschlag mehrerer Pferde höre, die über den Waldboden stampfen und sich vom Portal aus nähern. Langsam, sehr langsam gehen die Pferde, ihre Herren sagen noch keinen Ton. Sofort presse ich mich mit dem Rücken gegen das Mauerstück. Wenn man es sich nur hart genug vorstellt, dann wird man zum Stein, den man mit

dem Rücken berührt. Man wird zu allem, solange einen niemand entdeckt. Der Drang zu überleben ist furchtbar stark, selbst wenn der Tod zum steten Begleiter geworden ist.

Vorsichtshalber überprüfe ich ein weiteres Mal die eingespannte Sehne meines Bogens aus Eibenholz, drei Ellen hoch und stark genug, um jeden Kettenpanzer auf fünfzig Schritt zu durchschlagen. Eine unehrenhafte Waffe in jeder Hinsicht, aber was kümmert es mich? Ich kann mir einen Luxus wie Ehrgefühl nicht leisten. Neben mir am Gemäuer lehnt eine aus grobem Leder gefertigte Pfeiltasche. Neun Pfeile, mehr sind mir nicht geblieben. Neun gegen wie viele eigentlich? Zuletzt konnte ich fünf oder sechs zählen, angefühlt haben sie sich wie fünfzig. Mehr Zeit war mir nicht geblieben, bevor sie mir mein Pferd mit Armbrüsten lahm geschossen haben und ich gezwungen war, zu Fuß in dieses Waldstück zu flüchten, wo Geschwindigkeit keine Rolle spielt. Aber ob jetzt fünf, fünfzig oder zweihundert, es sind in jedem Fall zu viele. Ich bin kein Gott, nur ein Verrückter mit zu wenig Pfeilen und einem allmählich endenden Lebensfaden. Sie werden mich aller Voraussicht nach überwältigen und umbringen, auf meine Leiche pissen und sie für die Füchse und Marder als Zwischenmahlzeit im Wald liegen lassen.

Das Herz pocht mir bis zum Hals, Schweiß bildet sich auf meiner Stirn. Sie kommen immer näher. Ich höre sie, fühle sie in meinen Eingeweiden. Über mir wird die dichte Wolkendecke mit einem rollenden Donner vom Wind nach Westen getrieben. Regen liegt in der Luft.

Unten auf dem Innenhof übertönt das Schnauben eines Pferdes meinen hämmernden Herzschlag.

Da ist sie also, die Angst, auf die ich so lange gewartet habe. Jetzt bricht sie mit derselben Wucht durch meinen selbst auferlegten Stolz, wie eine Horde Reiter in einen verschreckten Haufen Bauern. Vielleicht hätte ich doch noch etwas weiter laufen sollen. Vielleicht ...

Jede Bewegung, sei sie noch so klein, kostet mich unmenschliche Überwindung. Ich fürchte mich davor, gesehen zu werden, während ich mich mit der Schulter näher zum Ende der Mauer schiebe, habe panische Angst davor, dass von unten ein warnender Schrei aufdringt. Ich will so ziemlich alles, bloß nicht gesehen werden. In meinem Magen rumort es, die Hände werden fahrig. Den Bogen halte ich jetzt in der Linken, während ich mit der anderen Hand vorsichtig die Kerbe eines Pfeils in die Sehne einlege. Das Bogenholz knarrt verdächtig laut, als ich ihn mit der Rechten zur Hälfte spanne und behutsam um die Ecke spähe.

Gottverdammte, eine Handbreit entscheidet darüber, ob sie mich entdecken oder nicht! Nur eine Handbreit liegt zwischen mir und dem zur Hälfte eingebrochenen Gemäuer der Ynaar. Die Mauern, nur eine Fingerlänge Stein, schenken mir eine trügerische Sicherheit. Und eine Fingerlänge entscheidet manchmal, das weiß ich mittlerweile. Ich werde kleiner und kleiner, werde eins mit dem Mauerwerk. Zumindest bete ich darum.

Jetzt erkenne ich sie endlich und kann zählen. Fünf Männer auf Pferden

dringen gerade in diesem Moment auf den Innenhof. Stumme Reiter, die in Richtung der Statue halten. Das schwache Licht, kaum genug, um durch die Wolkendecke zu dringen, verhindert, dass ich viel sehen kann. Aber ich ahne, dass mindestens drei von ihnen Saers sein müssen, begleitet von zwei Kriegern in langen Lederkollern und mit Speer und Schild bewaffnet.

Saers – adlige Elitekrieger, denen es das Gesetz vorbehält, ein Schwert zu führen. Schwerherren, wie es heißt, wenn man den Titel ins Anan übersetzt. Ein Wahnsinn, gegen sie anzutreten.

Die offensichtlichen Saers sitzen schwer gerüstet in den Sätteln, mit Helmen verumumt und mit Schwertern an den Wehrgehängen. Das dichte Schwarz an Wolken über mir reißt für wenige Momente auf, die Sonne lässt sich kurz blicken, und ich werde in meiner Vermutung bestätigt – drei der Reiter sind in kostbare Kettenpanzer gehüllt, die an den Ärmeln im Sonnenlicht matt aufschimmern. Darüber tragen sie Waffenröcke von schwarzer Farbe. Ihre hohen, tropfenförmigen Schilde halten sie gesenkt in den Händen. Was das Wappen der lodernden Flamme mit dem durchstoßenden Schwert auf den Schilden bedeutet, weiß ich nicht, soll mir auch egal sein. Die Helme der Saers sind neumodisch. Sie verhüllen den gesamten Kopf topfartig und lassen nur einen Schlitz vor den Augen ungeschützt. Vor einigen Jahren kam diese Art Helm in Mode, als wir die ersten Schlachten im Dreistromland schlugen und endlich aufgehört hatten, alles auszulachen, was wir nicht verstanden, sondern stattdessen das Gute und Weiterentwickelte des Feindes in unser Arsenal aufnahmen. Also sind diese Männer hier ohne jede Frage mächtige Herren von großem Einfluss und Reichtum. Wahrscheinlich waren sie ebenso wie ich an den Kämpfen im Süden beteiligt und haben sich einige der Kniffe unserer Feinde abgeschaut.

Ob ich die Männer vielleicht sogar kenne, die Entbehrungen und den Schrecken und Wahnsinn der Schlacht mit ihnen geteilt habe?

»Absitzen«, höre ich den Anführer. Er zieht ein Langschwert aus der Scheide. Seine Worte dringen durch den Helm gedämpft hoch bis zu mir und bringen mich zurück in die Gegenwart. »Er muss hier irgendwo stecken. Zu Fuß kann er nicht weiter gekommen sein.«

Die Männer folgen seinem Befehl und schwingen sich aus den Sätteln, nur er selbst bleibt auf dem Rücken des Pferdes sitzen. Weitere Schwerter werden gezogen.

Sie werden das zerstörte Anwesen durchsuchen, und es gibt kaum einen Ort für mich, wo ich mich verstecken könnte. Diese Sache ist tatsächlich vorbei. Es gibt nur noch eines, das ich machen kann. Nur noch eines ...

Ich schätze die Entfernung zwischen ihnen und mir auf vielleicht zehn Schritt. Nah genug für den Bogen, doch leider ebenso für neugierige Augen, mich zu sehen, sobald ich aus der Deckung trete und schieße. Mit ein wenig Glück kann ich zwei oder drei Pfeile ins Ziel bringen, spätestens dann wissen sie, wo ich bin. Und dann wird es hässlich werden. Sehr, sehr hässlich.

Ganz kurz senke ich den Blick auf den Boden, wo mein Schwert blank

neben der Scheide, und ein kurzes Beil mit gebogenem Stiel liegen. Ich trage das Schwert bewusst nicht am Gürtel, will ich doch vermeiden, es mit einer unbedachten Bewegung gegen die Mauer zu schlagen und meine Feinde früher als geplant auf mich aufmerksam zu machen. Stattdessen wartet es mit mir, griffbereit, wenn sie kommen. Menschen, die vom Krieg nichts verstehen, nennen es ein Schlachtenschwert, weil es länger ist als die meisten einhändig geschwungenen Klingen, aber diese Leute haben keine Ahnung und können wahrscheinlich einen Haufen Scheiße nicht von einem Kuchen unterscheiden. Meine Klinge ist eine feine, eine genaue Waffe, mit der man sich in einen Tanz stürzt, dem kaum jemand zu widerstehen vermag. Weitaus mehr als nur die Sense, die im Schlachtgetümmel den Tod bringt. Es ist die Waffe aus einer anderen Zeit, das Schwert eines edleren, eines anderen Mannes. In jenen Tagen, damals, war es ein kostbares Geschenk gewesen. Die knapp über einen Schritt lange Klinge, die ein Stück schlanker ausfällt, als es gerade in Mode ist, mit geschwärtzter, doppelter Hohlkehle und teuflisch gefährlicher Spitze, wurde aus bestem Stahl in den Meisterschmieden von Kolymand wieder und wieder gefaltet, scharf genug, um selbst Kettenhemden zu durchdringen. Am Anfang der Klinge, unterhalb der geraden, langen Parierstange, liegt ein mit geschwärtztem Leder mehrfach umwickelter Griff, ein Stück weit verlängert, der genau auf meine Hände abgestimmt wurde, sodass ich ein wenig Platz für meine zweite Hand an Griff und Knauf habe. Und in eben diesen achteckigen Knauf hat man die grobe, Angst einflößende Fratze eines Wolfes eingearbeitet.

Es ist das Zeichen, mit dem alles begann, von dem ich heute nicht mehr sagen kann, ob ich es verehren oder hassen sollte, unter dessen Banner ich in den Krieg gezogen bin und Siege errang.

Der Wolf. Das Zeichen, unter dem ich als Verräter zurückkehrte.

»Durchsucht die Ruinen«, reißt mich die Stimme des Saers zu Pferd aus den Gedanken. »Der Feigling muss hier irgendwo sein.«

Die ersten Regentropfen fallen, bald werden mehr folgen, das riecht man förmlich. Dieser dumme Himmel weint, mir hingegen sind die Tränen ausgegangen. Dafür sind noch ein Haufen Wut und Platz für verzweifelte Taten geblieben.

Ich darf keine Zeit mehr verlieren, alles muss jetzt schnell gehen. Meine Feinde sind schwer gerüstet, die Saers in Kettenhemden, Plattenteile und geschlossene Helme gehüllt. Das mag sie gut schützen, aber mindestens ebenso langsam und unaufmerksam machen. Ihre Rüstungen sind verteufelt schwer, und durch diese verfluchten Helme würden sie nicht einmal ihren eigenen Furz hören. Genau das ist meine Chance, die einzige Chance, hier zu überleben. Denn ich selbst trage keinerlei Rüstung, nur einen Kapuzenmantel aus Flachs über einer Tunika, leichte Hosen aus Wolle und Stiefel, die so abgewetzt sind, dass sie mir jeden Moment von den Füßen fallen müssen. Abgerissene Kleidung, die vor Dreck fast alleine stehen könnte.

Aber was interessiert mich meine Aufmachung? Durch die fehlende Rüstung bin immer noch schneller als diese fünf da unten. Und nur das zählt. Nur

das Überleben.

Ich atme noch einmal tief durch. Es gibt kein Zurück mehr.

Bevor mich der Mut verlässt, ziehe ich die Sehne meines Bogens noch ein Stück weiter zurück, dann erhebe ich mich in einer fließenden Bewegung aus der Deckung heraus. Mir bleiben nicht einmal zwei Herzschläge, um eine Entscheidung zu treffen. Vier der Männer sind von ihren Pferden gestiegen, der offensichtliche Anführer sitzt noch immer im Sattel und ist das größte Ziel. Ein dummer Fehler, den er gleich nicht einmal wird bereuen können. Intuitiv lege ich auf diesen einen Elitekrieger an, richte die Pfeilspitze auf knapp unterhalb seiner Rippen. Für genaue Schüsse habe ich keine Zeit, also ziehe ich die Bogensehne so weit zu mir, bis die Fiederung des Pfeils fast mein Ohr berührt. Ich halte den Atem an, ein letzter Moment, bevor alles in einer blutigen Sauerei enden wird, dann lasse die Sehne los. Der Pfeil schnellt pfeifend davon und schlägt Augenblicke später dem Saer mit einem dumpfen Schlag links in die Brust. Noch bevor er begreift, wie ihm geschieht, alle Augen sich auf mich richten, liegt der nächste Pfeil in der Sehne. Ich ziele kaum besser, schieße, ehe ich weiß, was ich tue. Der zweite Pfeil durchschlägt mit brachialer Gewalt das Metall seines Helmes an der Stirn.

»Tötet ihn!«, bringt er gerade noch hervor, dann rutscht er wie ein Sack Mehl vom Pferd und schlägt hart auf dem Boden auf.

Sie begreifen – Hinterhalt! Durcheinander, Chaos, Schreie. Einer der Krieger bewahrt einen kühlen Kopf und greift zu einer Armbrust, die am Sattel seines Pferdes hängt. Dass er sich dann doch nicht so schlau anstellt, den Schild sträflich vernachlässigt, beschert ihm einen meiner Pfeile, der sich in seinen Oberarm bohrt, bevor er das verdammte Ding schussbereit machen kann. Sein schmerzhaftes Heulen schreckt das Pferd auf.

Nur noch sechs Pfeile.

Einen vierten jage ich überhastet auf einen der Saers, der Anstalten macht, das niedergerissene Gebäude zu meiner Linken zu betreten, um die Treppe dort zu meiner erhöhten Position zu erklimmen. Sein Schild ruckt wie von Geisterhand gelenkt nach oben und fängt den Schuss mit einem hohlen Schmettern ab. Ein zweiter Krieger schließt sich ihm an, den Schild vorsorglich über sich erhoben. Bevor ich zu einem weiteren Schuss auf die beiden ansetzen kann, erahne ich im Augenwinkel rechts von mir, dass der andere Saer in das Nebengebäude eindringt. Dort führt eine weitere Treppe bis in die Ruinen der Haupthalle.

Sie kommen von zwei Seiten, und es ist niemand da, der mir den Rücken freihält. Ich bin alleine.

Schöne Scheiße.

Ich spanne den Bogen erneut bis zum Anschlag, visiere den einzelnen Saer rechts von mir an. Fünf Schritte für ihn bis zur ersten Stufe der halb zerfallenen Treppe. Als der Pfeil die Bogensehne verlässt, sehe ich, wie er in der Luft schlingert, fehlgeht und ein gutes Stück neben dem Saer in den Boden einschlägt.

Das Denken wird vom Reagieren überlagert. Ich packe mir den sechsten Pfeil, spanne ihn ein und ziele nach links. Das wütende Brüllen des Saers und seines Kriegers dringt die Treppe hinauf. Nur noch Herzschläge, bis sie am Absatz des Aufstiegs erscheinen müssen. Herzschläge, Herzschläge ...

Der Regen nimmt zu, durchnässt mich, dann ist der Krieger da. Er trägt einen einfachen, konisch nach oben verlaufenden Helm mit Nasenschutz und Kettenhaube darunter. Um sich gegen meine Pfeile zu schützen, hat er den fast mannshohen Schild abwehrend nach vorne gebracht, den Spieß über dessen Rand gelegt. Er kommt näher, so verdammt nahe, dass ich die morschen Zähne sehen kann, als er irgendetwas Unverständliches brüllt. Keine vier Schritte liegen zwischen ihm und mir. Und für diesen einen Moment gibt es nur seine vor Wut, Panik und Wahn aufgerissenen Augen, Finger, die die Sehne gespannt halten, Muskeln, die sich mühen, die bestialische Kraft des Bogens zu zähmen.

Ein gutes Stück senke ich die Waffe, weil der Pfeil dazu neigt, in den ersten Schritten nach oben zu verziehen.

Ich bilde mir noch ein, in seinen Augen diese ganz bestimmte, endgültige Gewissheit zu sehen, die jeder Krieger eines Tages kennenlernt. Es ist zu spät für ihn, und er ist sich dessen vollkommen bewusst. Ja, er weiß, aber es bringt ihm nichts mehr. Ich lasse die Sehne los, der Pfeil schlägt über den Schildrand hinweg zwischen Nasenschutz und Kettenhaube ins Auge des Soldaten ein. Er bricht nach hinten weg.

Und hinter ihm, während er mit einem Pfeil im Auge stirbt, drängt der Saer mit erhobenem Schwert und Schild an ihm vorbei.

Drei Pfeile sind mir noch geblieben, aber die kann ich jetzt vergessen. Zu nah, sie kommen viel zu nah an mich heran. Achtlos lasse ich den Bogen fallen, gehe in die Knie, ohne den Saer aus den Augen zu lassen, der jetzt auf die Treppe stürmt. Meine Linke packt den Axtstiel knapp unterhalb des Blattes, die Rechte das Schwert. Zeitgleich höre ich hinter mir den zweiten Saer eine Herausforderung brüllen.

Der vor mir kommt zuerst. Übermütig und kampfeslustig, wie er ist, prescht er vor, legt Wucht in den Hieb seines Schwertes. Er ist zu schwer gerüstet, zu langsam. Mir schießt noch durch den Kopf, wie erstaunlich leicht ich dem Angriff ausweichen kann, da bin ich schon seitlich hinter dem Saer, sein Schwert pfeift an mir vorbei. Ich versuche ihm die Axt in den Rücken zu hauen, aber da ist sein Schild, in dem noch immer mein Pfeil steckt. Die Schneide beißt sich tief in das mit Leder überspannte Holz und lässt Regentropfen davon wegstoben wie Funken im Feuer. Er wankt, dieser elende Mistkerl. Mit einem Ruck befreie ich die Axt aus dem Schild und ramme fast zeitgleich mit der Schulter voran dagegen. Der Saer verliert das Gleichgewicht, rudert hilflos mit den Armen und taumelt schließlich mit einem überraschten Schrei auf den Lippen über die Kante des mauerlosen Stockwerkes. Ich höre sein Kettenhemd scheppern, als er unten aufschlägt.

Ob er sich den Hals gebrochen hat oder nicht, kann ich nicht erkennen, denn der zweite Saer prescht in diesem Augenblick von rechts auf mich zu und

lässt mich gehetzt zu ihm herumwirbeln. Er setzt zu einem fürchterlichen Hieb an, doch ich bringe gerade noch mein eigenes Schwert nach oben, fange den Angriff ab, der mir wohl ins Schlüsselbein gedrunken wäre.

Ein Wolkenbruch geht über uns nieder, fern donnert es, und Blut vermischt sich mit Regen.

Wieder drängt mich der Saer, ein breitschultriger, gesichtsloser Koloss, ein Stück nach hinten. Seiner Klinge weiche ich mit Mühe aus, versuche einen Konter mit der Axt, aber das hat er nur erwartet. Den Schild wie eine Waffe benutzend, schlägt er meinen Angriff einfach zur Seite weg. Er denkt wohl, er könnte mir damit sein Schwert in den Bauch rammen, ich denke es verdammt noch mal selbst, aber die Hand ist schneller als der Verstand. Sein Stich gleitet an meiner im Halbkreis herabschnellenden Klinge ab, sodass mir der Stahl nur kurz mit der Spitze voran Tunika und Fleisch unterhalb der Rippen aufschlitzt.

Unterschwellig bemerke ich, dass die Wunde, die mir dieser Saer geschlagen hat, anfängt nicht gerade schlecht zu bluten. Der Schmerz findet seinen Weg in meinen Verstand, benebelt, frisst wütend durch die Konzentration. Und zu allem Überfluss bin ich auch noch zu nahe an der Kante des Bodens. Ein unbedachter Schritt, und ich leiste dem Saer, den ich eben erst über die Kante geschubst habe, unfreiwillig Gesellschaft. Das Schwert meines Feindes blitzt auf, als er es hebt. Ein einziger Gedanke beherrscht mich: Ich muss hier weg! Blut und Regen und Hass und Verzweiflung. Es treibt mich an, jagt mich förmlich zu dieser irren Entscheidung. Ohne an die Konsequenzen zu denken, setze ich zum Sprung über die Kante in den Innenhof an. Nur weg hier! Alles ist besser, als von diesem riesigen Saer hier oben in Stücke gehauen zu werden.

Bevor ich es bereuen kann, springe ich Richtung Hof, fühle keinen Boden mehr unter meinen Füßen und für Momente herrscht absolute Stille, fast so etwas wie Frieden. Dann schlage ich auf, so heftig, dass es mir durch die Beine bis in den Rücken zieht. Ich rapple mich unter Schmerzen wieder hoch.

Und spüre im nächsten Moment einen fürchterlichen Schlag in der linken Schulter.

Ich begreife nicht, was passiert ist, spüre noch gar nichts. Verwirrt schaue ich an mir herab, sehe einen Bolzenschaft aus meinem Fleisch ragen. Ich hebe den Blick wieder, der bedenklich zu verschwimmen beginnt, bemerke den Krieger, der eben von meinem Pfeil im Arm erwischt wurde, wie er gerade seine Armbrust nachladen will. Er hat den rechten Fuß in den Bügel am vorderen Ende der Waffe gestellt, zieht die Sehne zurück. Knarrend biegt sich der Bogen seiner Armbrust, bis die Sehne in der Verankerung einrastet.

Ich werde schwächer, meine Beine fühlen sich wie Pudding an. Aber als ich sehe, wie der Krieger nach einem zweiten Bolzen in der Satteltasche greift, be-seelt mich neue Kraft. Wie von Sinnen stürme ich vor, brülle über das Prasseln des Regens hinweg, was den Schützen flüchtig von seinem Tun ablenkt. Noch immer versucht er den Bolzen in die Schiene einzulegen. Seine Hände zittern.

Im selben Moment, da er die Waffe schussbereit macht, treffen wir uns. Er reißt die Armbrust nach oben, will anlegen, da bin ich bei ihm. Um ein klei-

neres Ziel abzugeben, beuge ich mich im Rennen vorne über, hole mit der Axt in der Linken von unten aus und treffe ihn im vollen Lauf unter der Achsel. Das Blatt schneidet tief, zersplittert Knochen. Der Krieger kreischt wie ein abgestochenes Schwein auf und betätigt dabei wohl eher unabsichtlich den Abzug der Armbrust, woraufhin der Bolzen ziellos hinauf in den Regenhimmel abgeht. Ich lasse den Stiel los, sodass die Axt grotesk in seiner Seite stecken bleibt, dann bin ich an ihm vorbei.

Jetzt packe ich mein Schwert mit beiden Händen, hole damit weit über dem Kopf aus und lasse es, so hart es nur irgend geht, niederfahren. Es ist wenig Blut zu sehen, als ihm der Hieb den Schädel spaltet, durch Helm und Knochen gleichermaßen beißt. Ich spüre Widerstand, als ich das Schwert wieder an mich reißen will, deshalb stemme ich einen Fuß gegen den Rücken des Erschlagenen und kann meine Klinge endlich mit kräftigem Rucken und Zerren befreien. Als sei dies ein geheimes Zeichen, fällt der Krieger mit dem Gesicht voran in den Matsch. Sein Körper zuckt kurz, dann liegt er still.

Für einen Moment befürchte ich, nicht mehr aufrecht stehen zu können, wanke und muss mich schließlich auf das Schwert stützen. Angst, Schmerz und Blutverlust drehen mir fast den Magen um. Lachend und sehr gemächlich kommt derweil der letzte Saer, der Hüne, die Treppe zu meiner Rechten herab.

Ich werde sterben – ein seltsames Empfinden, wenn man das erst begreift. Ja, jetzt ist es Zeit zu verrecken, aber immerhin habe ich mindestens drei von ihnen mitgenommen und der Halle der Helden so neue Seelen beschert. Das Blut meiner Feinde klebt an der Schwertklinge und wird vom Regen in absurden Kunstwerken verschmiert. Ich habe gekämpft und getötet, mehr kann man manchmal einfach nicht tun, wenn man das Davonrennen leid ist. Njenaar, die gewaltige Eule der Götter, welche die toten Krieger ins Jenseits trägt, wird hier in den Ruinen des ynaarischen Gutshofes ordentlich Beute machen. Am Ende meines Weges fühle ich im Schatten meiner erschlagenen Feinde dabei tatsächlich so etwas wie Zufriedenheit.

Ich bin eben, was ich bin.

Einer ist übrig geblieben, und der wird mir, das sehe ich in absoluter Klarheit, den Rest geben. Ihm ist das bewusst, denn der Saer dort am Fuße der Treppe lacht immer noch höhnisch. Er ist ein Feind, gegen den es keinen Sieg geben kann. Ich verliere Blut, zu viel Blut. Der Bolzen steckt tief in meiner Schulter, selbst das eher oberflächliche Schlitzen dieses Mistkerls, der jetzt gerade den Innenhof betritt, blutet wie eine Kriegswunde. Er jedoch ist ausgeruht, mit seinem schweren Kettenhemd, dem geschlossenen Helm und einem riesigen Schild gepanzert wie ein Gott. Ein Berg aus Stahl, Eisen und Hass steht dort in der Regenwand des Unwetters, und er lacht mich aus. Er lacht mich einfach nur aus.

Auf Knien will ich nicht sterben, nicht nachdem ich endlich aufgehört habe, mich selbst zu erniedrigen. So weit unten kann ich gar nicht sein. Stattdessen kämpfe ich mich zurück auf die Beine, strecke dem Saer auffordernd mein Schwert entgegen.

»Komm her!«, schreie ich. Wenn man weiß, wann man sterben wird, vergeht wenigstens die Angst vor dem unbekanntem Zeitpunkt. »Los, komm schon! Vielleicht hast du mehr Glück als deine Freunde!«

Das findet er gar nicht lustig. Stattdessen rammt er, das Lachen erstickt, seinen Schild auf den Boden und bleibt vielleicht zehn Schritte entfernt stehen. Ich kann wegen des Helmes seine Mimik nicht sehen, als er den Kopf schief legt und mich ansieht, aber ich könnte schwören, dass er nicht mehr sonderlich amüsiert ist.

»Der Befehl meines hohen Herrn lautet eigentlich, dich Verräter und Eidbrecher gefangen zu nehmen und für den Prozess nach Rhynhaven zu bringen«, sagt der Saer. »Aber da du meine Kameraden und Brüder ehrlos und feige getötet hast und du ein verfluchter Heide bist, werde ich dir diese Gnade nicht zuteilwerden lassen.« Er hebt den Schild wieder hoch, sein Schwert lockert zur Seite weggestreckt. »Ich schlitze dich lieber von den Eiern bis zum Hals auf und weiß bis an das Ende meiner Tage, dass ich den Mann getötet habe, der seine Königin, sein Reich und seine Ehre verriet. Dass ich Ayrik Areon, den Wolf des Nordens, erschlug.«

Ach, es ist wie immer. Die Menschen sind so furchtbar voreingenommen, wenn es um mich geht. Aber warum sollte ich ihm erklären, wie es wirklich war mit dem Verrat, was im Norden, in Agnar, geschah? Es gibt keinen Grund, Worte zu verschwenden, wenn Schwerter lauter sprechen.

»Wenn du schon meinen Namen kennst, verrate mir auch deinen, Saer«, erwidere ich, will ich doch wenigstens wissen, wer mich schlussendlich ins Jenseits befördert.

»Du bist es überhaupt nicht wert, meinen Namen zu erfahren. Aber sei es drum, dein letzter Wunsch soll dir gewährt sein, damit du der Hölle wenigstens meine Grüße übermitteln kannst.« Von seiner Körperhaltung geht purer Stolz aus. »Ich bin Saer Dhaiven Shaw, Schwertbruder vom Orden des Heiligen Cade.«

Der Orden des Heiligen was? Ich habe zwar Gerüchte gehört, dass die Kirche Junus', diese alles verbotende Religion im Zeichen ihres verbrannten Gottes, damit begonnen hat, grauenhaft frömmelnde Saers in Bruderschaften zu sammeln, aber solch eine Gruppe ist mir noch nicht zu Ohren gekommen. Wie auch? Ich befinde mich seit Wochen auf der Flucht. Da hatte ich wenig Muße, mir das neueste Getratsche anzuhören.

Was auch immer das für ein Orden ist, es soll mir gleich sein. Es gibt dringendere Probleme. Ich bin zu schwach für den Kampf, kann mich kaum auf den Beinen halten und bemerke eher unterschwellig, dass ich im hintersten Winkel meines Verstands nach einer Lösung suche, auch diesem Bastard zu entkommen.

Wir sind wie Tiere, wir Menschen. Unser Überlebensinstinkt ist mächtiger als alles andere.

»Und wer hat den Befehl gegeben, mich gefangen zu nehmen?«, will ich also wissen, auch wenn es mich eigentlich nicht interessiert. Da habe ich eh so

eine Ahnung.

Dhaiven schnaubt. »Was kümmert es dich? Jedermann im Königreich will dich tot oder in Ketten sehen, angefangen vom kleinsten Bauern bis zum höchsten Edelmann.«

Ich muss unwillkürlich kurz auflachen. Es ist wirklich immer derselbe Mist, den mir die Leute an den Kopf werfen. »So berühmt bin ich? Gar nicht mal schlecht.«

»Hochmut selbst im Angesicht des Todes«, faucht er. »Du bist ein Eidbrecher und Gesetzloser, hast das Königreich bei jeder sich bietenden Gelegenheit verraten, Männer unter deinem eigenen Banner getötet und deine Königin aufs Schändlichste entehrt! Alleine dafür verdienst du den Tod. Ich preise Junus, dass er mich in Seiner Weisheit auserkoren hat, dein Richter zu sein. Also mache deinen Frieden mit unserem Herrn und bete, dass Er sich deiner Seele gnädig erweist bei allen Sünden, die du auf dich geladen hast, denn Gnade wirst du von mir keine bekommen.«

Und damit hebt er sein Schwert an und kommt sicheren und festen Schrittes auf mich zu, um seinen Worten Taten folgen zu lassen. Mir bleibt nichts anderes übrig, als meine eigene Waffe mit beiden Händen zu packen und meine Haut so teuer zu verkaufen, wie es nur irgend geht.

Es braucht nicht mehr als drei Hiebe von Dhaivens Langschwert, um mich einsehen zu lassen, dass ich nicht den Hauch einer Chance gegen ihn habe. Der Bolzen in meiner Schulter behindert mich, schickt nicht nur bei jeder Bewegung Wellen von Schmerzen durch meinen Körper, sondern zaubert zu allem Überfluss auch noch explodierende Sterne vor mein Blickfeld. Ich bin geliefert, aber viel zu stur, um einfach das Schwert zu strecken und mich umbringen zu lassen.

Als ich das vierte Mal beidhändig pariere und dabei auf dem nassen Untergrund beinahe ausrutsche, spüre ich Übelkeit in mir aufsteigen, begreife, dass ich bald gar nicht mehr aufgeben muss, um zu sterben. Stolpernd bringe ich mich einige Schritte von ihm weg, packe den Bolzen und ziehe ihn mir schreiend aus dem Fleisch. Es brennt wie Feuer, fühlt sich an, als würde man mir bei lebendigem Leibe den Arm aus dem Gelenk reißen. Mir wird schwindelig. Noch mehr Blut läuft jetzt aus der Wunde, und ich krümme mich plötzlich zusammen, verliere fast das Schwert aus der Hand, würge krampfhaft.

Wie aus weiter Ferne höre ich Dhaiven einmal mehr lachen. Tränen, Regentropfen und Sterne benebeln meine Sicht. Halb in mich zusammengesackt, aber noch stehend, sehe ich den Ordenskrieger auf mich zukommen. Ich strecke ihm kraftlos mein Schwert entgegen. Zwecklos, lachhaft. Er schlägt es mir mit seinem eigenen so beiläufig zur Seite weg, wie andere Männer eine Mücke vertreiben. Dann, bevor ich es wirklich realisiere, verpasst er mir eine Breitseite mit seinem Schild, die mich von den Beinen holt und zurückwirft. Ich bin kaum noch bei Bewusstsein, will trotzdem wieder aufstehen, das Schwert zwischen ihn und mich bringen, da bemerke ich das fehlende Gewicht in der Rechten. Ich habe meine Waffe verloren.

Es ist vorbei.

Etwas scheppert neben mir. Aus dem Augenwinkel meine ich, Dhaivens Schild am Boden liegen zu sehen. Eine Hand packt mich am Saum meiner Tunika und reißt mich brachial zurück auf die Beine. Nur der Griff im Stoff meiner Kleidung hält mich aufrecht. Als sich mein Blick wieder ein wenig klart, starre ich genau in die Augen des Saers, die hinter dem schmalen Sehschlitz des Helmes kaum zu erkennen sind.

»Was für ein erbärmlicher Versuch«, raunt er. Regentropfen trommeln auf seinen Helm. Das Geräusch erscheint mir überlaut. »Wo sind deine Götter jetzt, Ayrik Areon?«

Aus dem Augenwinkel blitzt Stahl auf. Es ist sonderbar, aber es kümmert mich kaum, dass Dhaiven mir die Schwertschneide seitlich an den Hals setzt. Ich will irgendetwas erwidern, aber es kommen keine Worte. Dafür ist es jetzt zu spät.

»Deine Götter haben ihre Macht verloren«, betet Dhaiven mir weiter vor. »Sie sind Vergangenheit, schon bald wird man sie ganz vergessen haben. So wie dich, nachdem ich dich von deinem miserablen Leben befreit habe.« Der Saer verstärkt seinen Griff an meinem Hemdsaum. »Ich werde meinem Meister deinen Kopf bringen, deinen Körper und dein Schwert aber in der Wildnis verscharren, auf dass sich niemand mehr deiner erinnern wird. Untergehen wirst du, nur noch ein Schatten in diesem Land, ohne jede Geschichte, ohne jeden Namen.«

Ich habe kein Schwert mehr und kaum noch Kraft. Mein Name verblasst. Die Schneide von Dhaivens Klinge ritzt mir ins Fleisch am Hals. Wenn er nur ein wenig mehr Druck in seine Waffe legt, wird er mir schlicht den Kopf vom Rumpf schneiden. Aber all das erreicht mich nicht mehr. Was von meinen Sinnen lebt, brennt sich mit erschreckender Klarheit in meinen Geist, ist der letzte Funke Verstand, der mir noch geblieben ist. Es ist, als existiere meine Welt nur noch aus dieser einzigen, flüchtigen Erkenntnis, die sich jetzt vor mir ausbreitet wie ein Meer. Ich sehe!

Dieser verdammte Idiot! Dhaiven Shaw trägt keine Kettenhaube unter seinem Helm.

Meine Hand bewegt sich ohne mein Zutun an den hinteren Teil des Gürtels, während die Klinge des Ordenskriegers unaufhörlich in mein Fleisch schneidet. Langsam, ohne jede Hast, ohne darauf zu achten, wie sehr mich Dhaiven verletzt, findet die Hand ihr Ziel. Ich handle schon lange nicht mehr bewusst, reagiere vielleicht nur noch darauf, dass Dhaivens helles Fleisch zwischen der Kante des Helmes und dem Saum seines Kettenhemdes so verführerisch blass und verletzlich erscheint. Und ich spüre auch wenig davon, wie sich meine Finger um den nassen Holzgriff des Messers legen, das ich gewohnheitsmäßig hinten am Gürtel trage. Nichts ist mehr bewusst oder gewollt.

»Zeit zu sterben, Areon«, verkündet mir Dhaiven, und ich grinse, würde gerne noch einmal lachen, aber das kriege ich nicht mehr hin, ohne mich zu verschlucken.

Etwas in mir hat sich verselbstständigt und fragt weder Geist noch Körper, was sie wollen. Stattdessen ziehe ich das Messer aus der Scheide, während ich irgendwo in den hintersten Winkeln des Geistes merke, wie mir Blut vom Hals hinab unter die Tunika läuft.

Blut. Zuviel für ein Leben, wie mir erscheint.

Aber ein Mann ist, was ein Mann ist, und mein Schicksal, meine Geschichte ist in Blut geschrieben. Was soll ich daran ändern, wenn ich dabei bin zu sterben? Gar nichts. Ich kann meine Rolle nur zu Ende spielen.

»Findest du das lustig?«, höre ich Dhaivens Stimme wie durch einen Schleier. Dann lässt er die Faust, in der er das Schwert hält, in mein Gesicht donnern. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er mir die Nase gebrochen hat, aber ich grinse immer noch. »Dir wird das Lachen gleich vergehen, Hurenbock!« Er legt die Schwertklinge wieder an meinen Hals und will anfangen zu schneiden.

Dhaiven bemerkt durch die unpraktischen Sehschlitze seines Helmes nicht, wie mein Messer von unten herauf an seinem ausgestreckten Arm vorbeischnellt. Er hat nicht die geringste Ahnung. Er wehrt sich nicht, zuckt weder zurück oder schreit erschrocken auf. Stattdessen höre ich nur ein Schlitzen, dann ein dumpfes Gurgeln hinter dem Helm, als ich Saer Dhaiven Shaw die Messerklinge von rechts zwischen die verletzliche Stelle von Helm und Panzerhemd bis zum Griff in den Hals ramme. Sofort reiße ich das Messer nach links, die Kehle des Saers wird zerfetzt, der Druck seiner Schwertschneide an meinem Hals ist plötzlich verschwunden. Etwas Warmes spritzt mir ins Gesicht. Gleichgültig spüre ich, wie Dhaivens Griff am Saum meiner Tunika verschwindet und ich einfach nur nach hinten in den Matsch falle.

Einen klaren Gedanken kann ich nicht mehr fassen. Ich liege auf dem Rücken, der Regen wäscht mir all das Blut aus dem Gesicht. Wie egal einem doch alles wird, wenn man nur stirbt, geht es mir durch den Kopf. Und endlich, endlich senken sich meine Lider, die Welt um mich herum wird dunkel. Nur der Regen singt.

Das Ende bringt mir wenigstens die Erleichterung, dass meine Flucht jetzt wahrhaftig vorbei ist. Nie mehr Verstecken oder Wegrennen. Vor dem Tod kann sich niemand verbergen, kein Verräter, kein Held. Wenn wir verrecken, sind wir alle gleich. Ein fast tröstlicher Gedanke in dieser kalten Welt, ehe auch das Trommeln des Regens vergeht und nur der Nachhall eines Donners in der Luft bleibt.